Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 5 (1901-1902)

Heft: 5

Artikel: Adolf Stäbli

Autor: A.V.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-662562

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

und daneben doch jene, uns durchaus nicht angeborenen Formen zu besherrschen, welche der diplomatische Verkehr unbedingt erfordert. Nicht jeder, der bei uns eine hervorragende politische Rolle spielt und sich durchsaus tüchtig erweist, würde den Posten in Verlin zum Nutzen und der Würde der Schweiz so aussüllen können, wie es Herr Dr. Koth nachgerühmt werden darf. Weder das diplomatische noch das gesellschaftliche Leben bewegt sich in der Monarchie gleich wie in der Kepublik: Vern ist nicht Verlin. Und je kleiner ein Land ist, desto wichtiger ist sein diplosmatischer Vertreter.

Adolf Stäbli.*)

Im Künstlerhaus zu Zürich, wo bis Mitte Februar 150 Bilber und Zeichnungen, etwa die Hälfte von Adolf Stäblis Lebenswerk, ausgestellt bleiben, ist ein ausdrucksvolles, freilich etwas momentan gefaßtes Rugendbildnis diefes bedeutenden schweizerischen Landschafters zu feben, das von August Weckeffer im Jahre 1850, im 8. Lebensjahre Stäblis gemalt murde. Es zeigt ein lebensvolles, frisches Anabenköpfchen, mit feurigen, beinahe ekstatisch emporgerichteten Augen und rotblonden, flammenartigen Locken, welche scheinbar in Folge einer fliegenden Be= wegung des Körpers nach oben zurückgeweht werden: Das ganze fleine Antlit ftrahlt und lodert von prophetischer Begeisterung. Da ift einer im Werden begriffen, der fein Leben auf fich felbst abstellen und seine eigenen Wege geben will, den Soben der Runft zu. Diesem Bildnis gegen= über steht eines aus dem Jahre 1893 von Ernst Zimmermann: Noch brennt das "heilige Fener" im Bergen dieses Mannes, noch lodern die Flammen vom Haupte empor; aber über das männlich feste Antlit hat es fich wie ein Schleier, gewoben aus Enttäuschung und Berbitterung, gelegt. Der Ratalog der Stäbli Ausstellung weist jedoch noch ein anderes photographisches Bildnis aus den späteren Tagen des Rünftlers auf, mit ftart ausgeprägten, greifenhaften Bügen, tiefen Furchen, Traumaugen, aber zugleich auch mit der natürlichen Rube des Menschen, der ein großes Ziel trot aller Widermartigkeiten errungen, fich felbst und eine Welt besiegt hat und sich nun mit den Tatsachen ruhig abfindet.

^{*)} Die beiden Bilder von Stäbli, welche diesem Heft beigelegt find, verdanken wir dem gütigen Entgegenkommen des Verlegers des "Kunstwart", Hrn. Georg D. W. Callwey in München, sowie den Erben des Künstlers. Wir empsehlen unsern Abonnenten, die beiden Kunstbeilagen hinter Glas als Zimmerschmuck aufzubewahren. D. Red.

Das erfte macht uns den lebensmutigen, halbwüchfigen Burschen begreiflich, der, als geschickter Zeichner vor die Berufsmahl gestellt, seiner Bermandtschaft, die ihn auf die Laufbahn eines Deffinateurs lenken will, schlankweg erklärt: "Nei, gftickti Fazzenetli zeichne-n-ich nöd, lieber ganich is Waffer!" Zwischen diesem und dem zweiten Bilbe liegt bann ein Leben voll Fleiß, aber auch voller Entbehrung, da weder der Bater noch die Bermandten, die sich seiner liebevoll annahmen, die nötigen Mittel besaßen, um ihm ein geregeltes Studium und eine ungehemmte rasche Entfaltung seiner Rraft zu sichern ober die Wege bazu zu ebnen; ein Leben voll angestrengter fünstlerischer Betätigung, die nicht immer seiner freien Wahl entsprang und ihm daher zur Qual murde; ein Leben, bas ganz in der Kunst aufging und deshalb die schnöden, gewinnbringenden Vorteile, die eine wenn auch ungenügende Anerkennung feiner Leiftungen ihm hätte in die Sand spielen können, völlig verschmähte, aber auch ein Leben, das den Mann, der es führte, nie vor sich selbst erniedrigte und ihm trot aller Sungerleiderei geftattete, fich felbft treu zu bleiben, in feinen Werken nicht die Mode des Tages, sondern nur sich selbst zu geben. Es lag nicht in seinem Wesen, nach links und rechts zu hofbuckeln und um personliche Gunft zu schmeicheln oder zu betteln.

Auf das dritte Bild fallen einige freundliche Lichter: Er erhält auf der Münchener Internationalen Weltausstellung eine Medaille, vom Prinzregenten von Bahern wird ihm der Titel eines Königlichen Prosessors verliehen; dann wird ihm — ein paar Tage vor seinem Tode — die höchste Auszeichnung, die ihm überhaupt zu teil werden konnte, die große goldene Medaille, und die Stunden auf dem Sterbebett im Krankenhaus erhellt ihm noch die Mitteilung, daß der Ankauf eines seiner Bilder für die königliche Galerie beschlossen sein nicht zu spät, um ihn zu erfreuen, jedoch zu spät, um ihm zu nützen.

Angesichts von Abolf Stäblis Schicksal möchte man Hebbels Spruch: "Bald fehlt uns der Becher, bald fehlt uns der Wein" wehmütig ersgänzen: lacht endlich dann beides, so fehlt uns der Durst. —

Das äußere Leben Stäblis verlief einfach. 1842 in Winterthur als Sohn des Brugger Bürgers Diethelm Stäbli geboren, der als Zeichenslehrer am Symnasium wirkte, genoß er den Unterricht an der Volkssichule, hernach denjenigen eines malenden Vetters, der früher Zuckerbäcker gewesen war und dessen Obhut er durch einen losen Streich glücklichersweise bei Zeiten entzogen wurde. Nun kam er zu einem wirklichen Meister, Rudolf Koller in Zürich, der ihn ohne Kückhalt in die Geheimnisse der Kunst einweihte und unter dessen Leitung Stäbli von vorne ansing und sich daran gewöhnte, die Natur nicht durch die Brille eines andern, nicht

burch Borlagen, sondern mit den eigenen hell- und tiefblickenden Augen zu betrachten. Galt es doch der Welt, die Schönheit und die Reize der schweizerischen Hügel= und Stromlandschaften zu erschließen, die ihr damals noch völlig unbekannt waren und die doch von Jugend auf die Seele bes angehenden Rünftlers mehrmals auf längere Zeit gefangen hielten. Bei seinen Vermandten im Prophetenstädtchen Brugg fich aufhaltend, hatte er Gelegenheit, die Naturpoesie der Flußlandschaft in sich aufzunehmen, von der er gemäß der Eigenart seines Wesens die tiefsten Eindrücke empfing und die zeitlebens der Gegenstand seiner großen Liebe blieb. Es ist für ihn überaus bezeichnend, daß er in den 70er Jahren auf einer Reise nach dem schönen Stalien vom Beimmeh überfallen wird, sich nach ben blumigen Wiesen, den großen Bäumen und Wäldern feiner Heimat sehnt, indem er bekennt, er verstehe die italienische Landschaft nicht. Mit den Ufern der Aare, der Reuß und der Limmat aber mar er in der innerften Seele vertraut; die Motive, Eindrücke und Stimmungen, die er dort erhielt, murden nicht nur bestimmend für seine ersten Bilder, sondern auch für feine späteren und feine hervorragendsten. Sein feelisches Dafein murde gebildet und bereichert durch diese Eindrücke und fo blieb er zeitlebens für solche und ähnliche in erster Linie empfänglich. betätigte sich in "Beimatkunft", lange bevor die moderne Rritik das Wort geprägt hatte. Man febe nur, mit welcher Liebe das fleine Bild "Anburg" aus dem Jahre 1861 gemalt, wie innig darin Charafter und Ton der Wirklichkeit abgelauscht, wie breit und tief es angelegt ift und wie warm die Farben gehalten find.

In anderen Jugendwerken z. B. "Waldinneres mit Mühle" 1860, verrät er schon mehr den Ton, auf den sein eigenes Wesen zum Teil durch die niederdrückende Macht der Verhältnisse gestimmt worden war, obschon er sich in der Naturauffassung wie in der Technik an den ersten Meister der deutschen Landschafter, K. Fr. Lessing, anlehnte.

Nachdem er Kollers Schule durchgemacht, ermöglichte ihm ein Aufstrag eines Gönners und Freundes, die Galerien in Paris, Dresden und Wailand zu besuchen, wo er Kopien zu malen hatte. In Paris besonders ging ihm ein neues Licht auf: er war fortan bestrebt, die Tiefe der malerischen Wirkung in der Einfachheit zu suchen.

Inzwischen (1866) waren Stäblis Eltern von Winterthur, wo sie um Hab und Gut gekommen, nach ihrem Bürgerort Brugg übergesiedelt, wo beide (1868) im Armenhause starben. Abolf hielt sich um diese Zeit, den Eltern zu liebe, ebenfalls in Brugg auf, wo er eifrig malte und von der aarganischen Regierung einen Auftrag bekam. Das Bild sollte in München gemalt werden, und Stäbli siedelte voll Hoffen und Bangen bahin über; aber während der Aussiührung dieses ersteren größeren Bildes wurde auch das Honorar aufgezehrt, wozu es durchaus nicht etwa eines Berschwenders bedurfte. Nachdem der erste große Schritt in der Kunst getan, wanderte er rüstig, immer an sich arbeitend, immer vereinsachend und vertiesend, unverdrossen weiter, obschon der äußere Ersolg nicht dazu angetan war, ihn zur Arbeit aufzumuntern. Mancher hätte wohl in ähnlicher Notlage seine Heimatbehörden um Unterstützung ersucht. Hiezu hat sich Stäbli nie erniedrigt, so wenig als er je aus seiner Kunst ein Seschäft zu machen verstand; er blieb in diesen Dingen bis zulezt ein Kind. Oft genug klopste der Hunger an die Tür seines bescheidenen Ateliers an der Butterer-Straße, aber seine zähe Natur hielt aus, und sein Geist, aufrecht erhalten durch Beweise treuer Freundschaft, die er gab und nahm, blieb klar bis an das Ende seiner Tage (21. Sept. 1901).

Nun ist es herzerhebend in der Ausstellung zu sehen, wie der Künstler sich entwickelt, wie ein Bild um das andere entsteht und eines das andere übertrifft, Schlag auf Schlag, wie er in allen der Schöpfung mit dem gehobenen Herzen eines Gottsuchers nachgeht, ihr den Stimmungsgehalt mit wuchtiger Hand entreißt, ihn hindurchgehen läßt durch seine eigene Seele, ihn reproduzirend auf einen knappen Raum zusammendrängt und Steigerungen hervorbringt, die, über alle Stufen der inneren Bewegung dahinschreitend, endlich in gigantischem Sturm ausklingen.

Die Mühle im Wald, die lauschige, warm übersonnte Wiese mitten im Hodwald, der duftere Flug mit dem weltverlaffenen Rlofter, das heranziehende und das abziehende Gewitter, der Wolkenbruch, die Neber= schwemmung, der Sturm in einer mächtigen Baumgruppe — das sind seine einfachen hauptmotive. Und mit mas für einer Liebe und Ausbauer sucht er einem Motive, das ihn einmal durch feine innere Schon= heit ergriffen hat, nahezukommen und es zu erschöpfen. Das Motiv (Landschaft aus dem baierischen Hochgebirge. Nach dem Regen, Gewitter= ftimmung, Birken, Landschaft, See), das in Nr. 15 feine vollendete Ausgestaltung erhalten hat, wird in Nr. 18, 21, 29, 49 u. a. ganz neu studirt, in neue Linienführung, Beleuchtung, neues Format gesett, um mit ungefähr benfelben Tonen, die felten mit einem lebhaften Afgent untermischt werden, einen ähnlichen seelischen Ton hervorbringen, indem zugleich die Baumlinien beständig veredelt werden. Wie ift da alles schlichte, aber groß aufgefaßte Natur! Und wie wunderbar ift alles zusammengestimmt (Nr. 30), so daß überall trot der großen Düfterkeit und Schwermut, Stäblis ausgesprochener Grundstimmung, das beseligende Gefühl der harmonie uns überkommt. Selten (wie in Mr. 28, abziehendes Gewitter), läßt er sich auf Rosten der einheitlichen Wirkung zu romantischer Kontraftirung hinreißen. Wie vornehm, breit und groß find feine "Ueberschwemmungen"; mit welch träumerischer Melancholie wogen die schlammig-trüben Fluten aus weiter Ferne einher, ohne daß irgendwo der Bersuch gemacht wird, das Geschehnis durch brutale Afzente ins Grauenvolle zu übertreiben. Ebenso häufig wie Ueberschwemmungen kommt eine andere Art elementarer Gewalt zur Darstellung, der Wolfenbruch und der Gewitter= fturm; benn zum Duftern und Gewaltigen fühlt er sich hingezogen, ihm ift er verwandt. Die Troftlofigkeit der durch Sturm und Ueberschwemmung verwüsteten Landschaft hat niemand so machtvoll wiedergegeben wie Stäbli. Selten lockt es ihn, das goldene Licht bes Sommertages, das er in seinen schwermütigen Landschaftsbildern so wirkungsvoll auszusparen weiß, in voller Flut festzuhalten, wie etwa in Nr. 56 (Ammer bei Volling), wo er mit erstaunlicher Einfachheit, mit wenigen Binselstrichen eine tiefe Wirkung Es scheint, hier habe fich der Maler selbst im Sonnenschein des Blückes wohlgefühlt. Ebenso bei einfachen Motiven, großen "Baumgruppen" mit weichen Rronenlinien (Nr. 113, 118) oder auf der Wald= wiese (Nr. 124): Birken endlich hat unseres Wissens keiner so lebensvoll, fo gart gegliedert zur Darftellung gebracht wie Stäbli; wie fie mit ber Landschaft vermachsen und wie fein fie gegen die Luft abgesett find, das muß man sehen. Wie mächtig aber stehen die Bäume vor uns, wenn der Regensturm fie mude gepeitscht hat und das Laub, in naffen Schwaden und Strähnen die Aefte traurig verschleiernd, vor ihnen lasch hernieder= hängt! — Wer das Lebenswerk Stäblis, so weit es uns in Burich vorgeführt wird, überschaut, wird erkennen, wie töricht es ift, ihn "nur" einen Landschafter zu nennen; mit Staunen wird man mahrnehmen, wie unendlich vielseitig der Maler in der Einseitigkeit sein kann, fo vielseitig wie die Natur selbst, sofern er nämlich nicht dem malerisch Pikanten nachgeht, sondern wie Stäbli es getan, die Natur in ihrer Einfachheit und Größe aufzufaffen und das Geschaute in große Formen zusammenzudrängen sucht — das Einfachste und das Schwerste, mas Die Schweiz hat in Stäbli einen großen Rünftler verloren. Mit Genugtuung aber erfüllt es den Besucher der Ausstellung, zu feben, wie viele seiner Werke den Weg in die Beimat, deren ergreifender malerischer Ausdruck fie geworden und von der fie ausgegangen find, wieder zurückgefunden haben. Biele find jungft hier angekauft worden; möchten die übrigen alle bei uns bleiben! Denn seine Runft ift wie er felber, groß und tief, schlicht und ohne Falsch! Sein Lebenswerk er = gangt die deutsche Landschaftsmalerei. Bon wie vielen darf man das fagen?

Besonders charakteristisch für Stäblis Kunst ist neben der "Neberschwemmung" die "Birkenlandschaft" (f. Beilagen), indem hier die dem Künstler selbsteigene Ergebung in das Schicksal nach Kampf und Sturm elementarisch zur Darstellung kommt. Die Stizze wird deshalb, abgesehen von der Kraft in der Wiedergabe des Baumcharakters, jeden der Gefühl hat für diese schwermutvolle Naturpoesie, auf die Dauer immer mehr sesseln und ergreisen, so leer und unsertig sie ihm auf den ersten Blick erscheinen mag. Es bedarf allerdings, groß und einfach, wie das Bild geschaut ist, der Liebevollen Betrachtung um so mehr, als es von aller Mache und aller Aufdringlichkeit frei ist.

A. V.



Fran Dorothea.

Bon 3ba Saufer, Berisau.

"Die tieftrauernde Hinterlaffene" hatte Frau Dorothea die Todes= anzeige ihres Gatten unterzeichnet und fie schien auch wirklich ganz Aus= bruck einer schmerzzerriffenen Seele zu fein. Wie eine Rate, die ihr Junges verloren, trippelte fie in den erften Tagen nach seinem Tode ruhelos treppauf, treppab. Trat fie in die Schlafstube, starrte fie nach ber leeren Bettstelle, erft, als wollte fie mit ihren Blicken seine hagere Geftalt wieder hineinzaubern, dann schen und ängstlich, fürchtend, ber nächste Augenblick könnte fie durch märchenhafte Erfüllung strafen. in der Nacht legte sich ihr Schmerz, denn sie schlief fest und traumlos. Warum nicht? Sie hatte ein gutes Gemiffen, und das ift, wie bekannt, das beste Ruhekissen. Ihres Gatten wegen brauchte sie sich nichts vorzuwerfen, denn so getreu und peinlich hatte gewiß nicht bald eine Frau ihre Pflichten erfüllt, wie fie es getan. Diese und ähnliche Selbstlobsprüche gaben ihr den sußeften Trost ins Herz und fie dachte, auch er werde das alles eingesehen haben und ihren Anwalt machen, wenn sie bereinft vor den göttlichen Richterstuhl gerufen werde, mas aber beileibe nicht so bald geschehen möchte. Sie hoffte noch viele Sahre sich eines forgenlosen, bequemen Lebens zu erfreuen. Wie schon das fein mochte. fühlte sie schon nach kurzer Zeit. Gin unendlich wohliges Behagen erfüllte fie, als fie des Morgens Schälchen um Schälchen ihres duftenden Raffees schlürfen konnte, ohne von der muden, heisern Stimme des Rranten unliebsam geftort zu werden. An das leere Bett gewöhnte fie fich er= staunlich schnell, selbst vor dem Lehnstuhl empfand sie bald nicht mehr die fromme Scheu, mit der fie ihn betrachtet hatte, weil er darin geruht.